

Gert Loschütz
Zwischenzeit

Die Vereinsamung der Stadt infolge der Abwesenheit des Dichters – wache in der völligen Dunkelheit der Februarnacht im überheizten Zimmer mit diesem mir möglicherweise durch die Überechnachbarschaft zu H.'s Geburtshaus fertig in den Kopf gepflanzten Satz auf und weiß doch schon, während ich ihn vor mich hinsage, dass er falsch ist: In keinem anderen Geburtsort eines bekannten Mannes ist dieser so gegenwärtig wie H. in C.

Nicht nur dass am Kopfbende des Marktplatzes ein einzig ihm und seiner Bedeutung gewidmetes Museum liegt, das wie das Gymnasium, ein Brunnen und ein etwas kleinerer Platz seinen Namen trägt; nicht nur, dass an allen jemals von ihm oder seiner Familie bewohnten oder in einer Beziehung zu ihm oder ihr stehenden Häusern kleine, auf diesen Umstand hinweisende Schilder angebracht sind, mit deren Hilfe sich die Verbindung zwischen Stadt und Dichter vergegenwärtigen lässt; nicht nur dass die beiden Altstadtbuchhandlungen ganzjährig ein Schaufenster für sein vielbändiges Werk reserviert halten, in dem selbstverständlich die Erzählungen mit erkennbarem Ortsbezug am häufigsten vertreten sind, oder dass an mindestens einer Hauswand in Riesenlettern das Knabenleben in der Stadt verherrlichende Zeilen aus seiner Feder zu lesen sind; nicht nur, dass in hier abgehaltenen oder von hier ausgehenden Symposien regelmäßig seiner gedacht wird, dass das Gedenken in Papieren festgehalten und in Büchern versammelt wird, die im Jahr darauf wieder in den beiden ihm vorbehaltenen Schaufenstern liegen – nein, er tritt einem auch in voller Größe entgegen, als Bronzefigur auf der von ihm als seine liebste Stelle bezeichneten Brücke, den Hut in der Hand, den Blick stadteinwärts gerichtet.

Und doch schiebt sich, während ich mich aufsetze, der andere Gedanke wieder nach vorn: H.'s im Alter von siebzehn Jahren vollzogene und nur für kurze Besuche, also nie wirklich rückgängig gemachte Abreise hat zur Vereinsamung der Stadt geführt? Ich stehe auf, drehe die am frühen Abend beim Kofferauspacken angestellte Heizung herunter, schiebe die Vorhänge zurück und reiße die Fenster auf; über den Dächern die sich etwas dunkler abzeichnenden Umrisse des Taleinschnitts, durch den ich am Nachmittag gekommen bin. Und als ich mich wieder hinlege, habe ich plötzlich das Bild der blinden Streithähne vor Augen, von denen mir der eine schon im

Bahnhof von Pforzheim aufgefallen ist, wie er mit bleichem, schräg nach oben gewandten Gesicht (das scheinheilige Aussehen der Blinden?), von seinem an einem weißen Bügel gehaltenen, nervös nach allen Seiten hin sichernden Schäferhund durch die Halle hinaus auf den Bahnsteig geführt wurde, wo er einen Moment unter der großen Uhr stehen blieb und dann denselben roten, aus einem einzigen Abteil, mit einem Führerstand an beiden Enden, bestehenden Triebwagen bestieg wie ich.

*

Nachmittag, halb fünf, Berufsverkehr, heim ins Nagoldtal fahrende Angestellte, Berufsschüler, Hausfrauen und Rentner, die, den Rucksack oder die Einkaufstasche auf den Knien, unter dem blassen Deckenlicht in einer von Erschöpfung diktierten Vorfeierabendruhe vor sich hin dämmern. Der Zug ruckt an, nimmt Fahrt auf und bremst, noch ehe er die Stadt verlassen hat, wieder ab, um an einer Vorortstation zu halten. Die junge Asiatin (silberner Fliegerblouson mit Kunstpelzkragen), die, unwillig über die Zumutung, die sie in meiner Frage erblickte, ob ich neben ihr Platz nehmen dürfe, den Sitz von Tüten frei geräumt und, kaum saß ich, den kleinen Kopf unter Stöhnen an die Scheibe gelehnt hat, schaut auf, und ihrem Blick folgend, sehe ich zugleich mit dem ersten Blinden den zweiten sich herein- und herantasten.

Der erste sitzt vor dem gläsernen Windschutz, der das Abteil vom Vorraum trennt, mit dem Rücken zum Fenster, auf einem der heruntergeklappten, sich an der einen Wagenseite entlangziehenden Sitze. Der andere befindet sich noch hinter dem Windschutz in einem Pulk von Leuten, der sich vom Bahnsteig hereinschiebt (erkenne ihn an der Kopfhaltung als den zweiten); sein linker Handrücken streift, sich orientierend, über das Glas, die Rechte umfasst den aus dem Geschirr aufragenden Bügel; auch er hat sich einem Schäferhund anvertraut, einem großen, kräftigen Tier, das sich im Gedränge klug zurückgehalten hat, jetzt aber den Kopf hinter der Glasscheibe vorstreckt, worauf der

andere aufschaut – und dieser Moment, in dem sich die Hunde erkennen, ist es, in dem das Chaos ausbricht, die Gewaltlust, die Mordbereitschaft. Der eine stürzt nach kurzem Stutzen, wütend bellend, hinter dem Windschutz hervor, der andere, der zusammengerollt zu Füßen seines Herrn vor sich hin gedöst hat, springt auf und wirft sich dem Angreifer entgegen. Dass sie einander nicht die Zähne in den Hals schlagen, ist einzig dem Umstand zu verdanken, dass sie von ihren Herren zurückgerissen werden, die beiden zerren – die Köpfe in dieser seltsamen Schräglage, dabei abwechselnd den Hunden Befehle zurufend (Aus! Aus!) und den anderen mit Beschimpfungen überziehend (Dreckskerl!) – an den Bügeln, bis die Gewalt in sich zusammenbricht, aber auf eine Weise, der man anmerkt, dass der Mord nicht aus der Welt ist, sondern bloß vertagt. Die Hunde drehen sich verwundert, ja beschämt, wie es scheint, um sich selbst, bis sie wieder in ihrer Richtung stehen, ihr Kopf hängt herab, während von ihren Herren ein bedrohliches Zischen ausgeht, aus dem einzelne Wortblasen steigen: Den werd' ich! Wart' nur! Bis sich der erste lange vor der nächsten Station erhebt und (da ihm der kürzere Weg von seinem Feind versperrt ist?) quer durch den Wagen geht, nach hinten, zur hinteren Wagentür, so dass er mir mit seinem Hund entgegenkommt und ich sein Gesicht sehen kann. Was will der denn? Warum gibt er keine Ruhe? brabbelt es aus seinem Mund, während der andere hinter ihm her Betrüger, Verräter, Dieb durch den Wagen (oder besser: in die Luft hinein) ruft, mit unveränderter, nein, sich steigernder Lautstärke.

Zweite Februarhälfte, notiere ich später, Dämmerlicht, sich verengendes Tal, vorm Fenster vorbeiziehendes, sich immer näher an den Zug herandrängendes Landschaftsgrau; die Leute, die nach und nach aufstehen und neben den Blinden an die Tür treten, ihn vorsichtig beäugend / einen Achtungsabstand einhaltend, und zwischen denen er dann davongeht, langsamer als sie, so dass ich, da der Zug ohne erkennbaren Anlass minutenlang stehen bleibt, das Hellgrün seines Anoraks mit den beiden gelben, über seine Ärmel laufenden Streifen noch eine Weile herüberleuchten sehe.

*

Ja, *er* ist da, überall, im Stadtnamen sogar, auf dem amtlichen Briefpapier, in den Werbebroschüren, auf den Straßen- und Bahnhofsschildern: C., die H.-H.-Stadt. Und doch: Abwesenheit. Schon während ich am Morgen nach dieser vergrübelten Nacht über das regenstumpfe Pflaster des Marktplatzes gehe, sein Geburtshaus zur Rechten, das Rathaus zur Linken, setzt sich in meinem Kopf das Wort fest: Abwesenheit bei gleichzeitiger Dauerpräsenz. Oder wegen ihr? Vielleicht. Ich glaube, wegen ihr. Dauerpräsenz als Hintergrundrauschen, ein ununterbrochen seinen Namen murmelnder Mund, eine immer wieder aufgelegte Platte, ein immer wieder reproduziertes Bild. Das ist es, was ihn von der Rückkehr abhält, den jungen H. jedenfalls, was seine Abwesenheit erklärt. Den jungen schreckt es ab. Und den älteren, den alten? Weiß nicht. Es will mir aber vorkommen, als verführte das Alter zur Nachsicht, ja, die Dinge sind nicht mehr so wichtig. Ich bin hier in aller Munde, nun gut. Kann sein, dass dem alten H. der Rummel gefallen hätte, Wiedergutmachung für die erlittenen Niederlagen, die erfahrene Schmach; Neubewertung eines lange als Windbeutel existenz angesehenen Lebens, später Triumph über die Missachtung, über die Verhärteten, die im rechten Glauben Erstarrten.

Beim Aufschauen Schneetreiben, das Museum am Platzende hinter einer Schneewand, womit der bis weit in den Frühling hinein gültige Wetterbericht abgegeben wäre: Regen oder Schnee. Die Lage der Stadt: zwischen zwei Höhenzügen, der eine im Osten, der andere im Westen, so dass die Sonne später als anderswo aufgeht, sich dafür aber früher verabschiedet, wie in der Schieferstadt, dem verhassten Ort meiner Kindheit und Jugend, vergleichbar auch die Enge der Häuser, die gelegentlich steil auf und abwärts führenden Gassen. Daher die sich in mir aufrichtenden Stacheln?

Die Vereinsamung der Stadt – was hätte man sich, wenn das denn möglich wäre, darunter vorzustellen? Weigern sich die Einwohner anderer Städte mit denen von C. zu verkehren?

Machen sie einen Bogen um die Stadt? Wenden sie sich ab, sobald sich jemand als Bürger von C. zu erkennen gibt? Oder bezieht sich das Wort *Vereinsamung* auf etwas anderes?

Ist etwas vorher (zur Zeit der Anwesenheit des Dichters) Vorhandenes bei seiner Abreise verloren gegangen? Was? Die kleinen Dinge, deren Verlust in ihrer Summe zur Vereinsamung führen? Schleichende Abnahme der Freundlichkeit, an deren Ende die Stiefel trampelnde Willkür steht, bei gleichzeitiger Ausbildung eines krankhaften, auf die Übervorteilung anderer gerichteten Geschäftssinns; Rechthaberei; Verlust der Neugier, Austreibung der Phantasie, damit Abschaffung des Unwägbaren und Ausbreitung der graugesichtigen Langeweile? Erwärmt sich die Luft nicht mehr, haben die Vögel den Gesang eingestellt, hat die Musik einen scheppernden Klang angenommen, ist der Glanz von den Gegenständen gewichen, so dass sie, stumpf und grau geworden, den Betrachter traurig stimmen?

*

Seltsame, nach Abschluss der Korrekturen an der *Bedrohung* zum Nichtstun einladende Zwischenzeit, die nichts Erholsames hat, da das Nichtstun nicht Müßiggang bedeutet, sondern aus Erschöpfung resultierenden Leerlauf, der am besten in der Bewegung zu ertragen ist. In einem solchen Zustand muss man rennen, Rad fahren, schwimmen, ins Kino gehen, ins Theater, in Museen, Galerien, im Bus oder in S- und U-Bahn kreuz und quer durch die Stadt jagen, um am Ende wieder bei sich selbst anzulangen. Auf keinen Fall erträgt man Stillstand, Zimmer mit den Blick nach außen verstellenden Gardinen, Käfig. Was man braucht, ist weite Sicht, weshalb es unglücklich ist, wenn das Geläuf aus ein paar auf- und abführenden, bereits kurz nach Ladenschluss gähnend leeren Straßen besteht, das Kino nur Teeniequatsch zeigt und die Fußwege über die Stadtgrenze hinaus wegen Schnee, Regen, Matsch unpassierbar sind, so dass man, auf sich zurückgeworfen, unruhig durch die Räume tigert.

Wahrscheinlich hab ich, bloß um dem Stillstand zu entgehen, noch nie so viele Märsche um immer dieselben Ecken

unternommen, über immer dieselben Brücken, von denen auf einer immer derselbe Bronzeherr steht, den Hut in der Hand, bei jedem Wetter, so dass es einen barmt; noch nie auch bin ich so oft in immer denselben Supermarkt gegangen, an immer denselben Regalen, Kühltruhen und Wursttheken entlang, um mich danach in immer dasselbe Café zu setzen, die *Stuttgarter* liegt da, auch der *Schwarzwälder Bote*, blättere sie aber nur durch; nicht nur das Schreiben, auch das Lesen, das Zeitungslesen sogar, ist in diesem nervösen Zwischenzustand suspendiert.

Gegenüber die Auslagen der Metzgerei, darüber die Fachwerkfassade, Passanten, Sparkassenkunden in zu leichter Kleidung eilig zum Auto strebend, der wehende Schnee; innen: das Zeitungsrascheln, das Klappern und Kratzen der Gabeln auf den Tellern, das Stimmengemurmel, der Kuchen- und Kaffeegeruch, vermischt mit den Ausdünstungen der nassen Mäntel an der Garderobe. Die Hausfrauen, die Schüler, die zum Einkauf in die Stadt gekommenen Dorfleute, die Taschen in Griffweite an ein Stuhlbein gelehnt, ein älteres Touristenpaar (Klepper) oder schon morgens um zehn zwei sich über einem Viertel Rotwein hinweg annörgelnde Greise, alle an den kleinen runden Tischen, auf den gepolsterten Stühlen und Bänken, deren geschwungenes Holz einen Tick zu hell ist, zu sauber, zu ungebraucht, zu sehr wie aus dem Kaffeehausausstattungskatalog, als dass sich Behaglichkeit ausbreiten könnte, und so bricht, kaum dass ich ein paar Minuten sitze, die Unruhe wieder aus, die Tasse wird eilig geleert, die Münzen der freundlich, nun aber aufgescheucht schauenden Bedienung an der Kuchentheke in die Hand gedrückt; der Mantel im Hinausstürzen, mehrmals das Ärmelloch verfehlend, übergestreift; dann um die Ecken, über die Brücken.

*

Immer zu Fuß, an der Augenarztpraxis vorbei, die Treppe hoch, nicht aus sportlichen Gründen, sondern um dem Geruch auszuweichen, der mir im Aufzug entgegenschlägt. Es ist, als sammelte sich in der kleinen Kabine der Angstsweiß der

Patienten, etwas Süßliches, Muffiges, das einem den Atem verschlägt, und von unten, aus einer der Kellerecken, dringt noch ein anderer Geruch: wie von vergammelnden, in den Zustand der Gärung übergehenden Küchenabfällen. Vom Restaurant, das sich im selben Haus befindet, aber durch einen anderen Eingang betreten wird und dessen ausrangierte Reklametafeln mit verwischter Schrift unter den aufgebrochenen Briefkästen an der Wand lehnen? Vermutlich. Und gibt es dort unten, auf halber Treppe zum Keller, nicht auch eine Werkstatt, zu der die Tür manchmal offen steht? Etwas Feinmechanisches (?) wird dort hergestellt, etwas, wozu man saubere Finger und gute Augen braucht, etwas wie Brillengestelle oder Zahnklammern, Arbeiten, über denen junge, manchmal im Türausschnitt sichtbar werdende Menschen brüten, die in ihren weißen Kitteln nicht herzukommen scheinen.

Überhaupt, wird mir jetzt klar, ist das Haus nicht auslotbar. Eine Ansammlung von früher gewerblich oder halbgewerblich genutzten, nun aber zumeist verlassenen Wohnungen, gewiss, aber schon vor der einfachen Frage, wo das Haus anfängt und endet, oder ob es sich nicht gar um mehrere Häuser handelt, versage ich. Es ist eine im Altstadtensemble entstandene Lücke ausfüllend, so in- und übereinander gebaut, das Alte mit dem Neuen verzahnend, dass man es nicht genau weiß. Obwohl durch Eingänge in verschiedenen Straßen zu betreten, scheinen doch alle Räume und Wohnungen miteinander verbunden, so dass es sich bei dem Ende des einen Hauses und dem Beginn des anderen um eine willkürliche, lediglich an der Außenmauer (mit Hilfe eines Fallrohrs) vorgenommene Festlegung handelt, die im Inneren des Hauses oder Häuserkomplexes selbst keine Rolle spielt.

*

Die Wohnung liegt im vierten Stock, inmitten der am Samstagmorgen geschäftigen Altstadt, Markt, Wochenmarkt, Stände vorm Rathaus; bunt flitzt es hin und her, so ein Trubel ist hier, die Stadt brummt, ja, hier ist das Leben.

Doch als ich am Abend gegen halb neun aus dem Fenster schaue, merke ich, dass – obwohl dem Anschein nach rundherum Wohnhäuser – höchstens zwei oder drei Fenster erleuchtet sind, so, als sei die Stadt evakuiert und nur wir zurückgelassen worden. Wir? Die Restbewohner der Attrappenstadt. Ja, das ist es, die Vorspiegelung einer Stadt, das hier ist Fachwerk, vor den Fenstern hübsch geraffte, den Blick ins Wohnungsinnere versperrende Gardinen, geht man tags daran vorbei, denkt man an geheizte Zimmer, Teppiche, knarrende Dielen, Sofas, auf denen Kinder herumspringen, den von der Küche her sich ausbreitenden Duft gerade gebackenen Kuchens, aber nichts, am Abend wird klar, nichts davon stimmt, die Gardinen verstellen nicht den Blick auf bürgerliche Idylle, privates Glück, sondern auf das buchstäbliche Nichts, nichts ist es, was sich hinter den Fenstern verbirgt, bestenfalls Büromöbel, Aktenschränke, keiner lebt hier, und damit keiner merkt, dass hier keiner lebt, sondern alles fake ist, sind diese hübschen Gardinen in den Fenstern aufgehängt worden, zu denen man gern hinaufschaut.

Wer etwas auf sich hält, lebt, wie in der Schieferstadt, in einem der Häuser am Hang. Hier in der Altstadt wohnen, wenn überhaupt, Ausländer, Zugezogene. An den wenigen Tagen, an denen es nicht regnet oder schneit, hallen ihre Stimmen zur Wohnung herauf. Sie stehen in kleinen Gruppen auf der Straße und palavern, so dass ich immer wieder ans Fenster trete, halb belustigt, halb verärgert, und als ich mich gerade setze, glaube ich, den Blinden aus dem Zug gesehen zu haben, den ersten Blinden; in seinem hellgrünen Anorak mit den gelben Ärmelstreifen stand er ein wenig abseits, sein Hund, der ihn durch die Bahnhofshalle geführt hat, lag neben ihm. Doch als ich wieder ans Fenster trete, um mich zu vergewissern, ob er es wirklich ist, den ich gesehen habe, ist er nicht mehr da. Ich schaue die Straße hinauf und hinab, kann ihn aber nirgends entdecken. Habe mich wohl getäuscht. Und auf einmal weiß ich, warum er mir nicht aus dem Kopf geht: nicht wegen des Auftritts im Zug (obwohl die offen ausgetragene Feindschaft zwischen Blinden ungewöhnlich genug ist), sondern wegen seiner Kleidung, des hellgrünen Anoraks mit den gelben Ärmelstreifen, der dem Mann, der an die Fünfzig sein mag, einen clownhaften Anstrich gibt, und neben dem Schrecken darüber, dass für ihn

mit der Nennung der Farben keine Vorstellung verbunden ist, sondern lediglich ein Klang, das Entsetzen über sein Ausgeliefertsein. Wer ist für den Kauf der Jacke verantwortlich? Seine Frau? Ein Verwandter? Eine vom Sozialamt zu seiner Betreuung bestellte Person? Selbst (vielleicht) zurückhaltend sein und durch die Geschmacksverirrung oder Gleichgültigkeit anderer, von denen man abhängig ist, wie ein Papagei durch die Welt laufen müssen.

*

Im fensterlosen Bad der auch durch ständiges Lüften nicht zu vertreibende Muffgeruch alter Häuser, der nicht nur aus den Abflusslöchern aufsteigt, sondern auch aus den Kachelritzen zu dringen scheint, weiß und rot. Nein, rot ist die vorherrschende Farbe, ein sattes Rot, der Toilettenschrank überm weißen Waschbecken, die Ablage und die Handtuchhalter, Klobrille und Klodeckel, die Einfassungen der Duschkabine alles in diesem vor sich hin muffelnden Bad ist von einem, ungemein fröhlichen, in der Mitte des Roten (Koralle) angesiedelten Rot.

Auf dem Bildschirm des in der Wohnung vorgefundenen Computers die Meldung: *Gewichtete Ausdrucksbeschränkung überschritten* – Was um Gotteswillen soll das heißen?

Der Verstand weiß, dass damit ein Vorgang aus dem Umfeld des Druckens gemeint ist (ohne deshalb auch nur annähernd sagen zu können, welcher). Aber er weiß es nur im Wachzustand, in Habachtstellung, beim geringsten Nachlassen der Aufmerksamkeit geht der Verstand eigene Wege und will unter *Ausdrucksbeschränkung* etwas anderes verstehen: Beschränkung der sprachlichen Möglichkeiten, und nun herrscht, nimmt man noch das Attribut *gewichtet* und das Partizip *überschritten* hinzu, ein großes Durcheinander im Kopf, dann ein undurchdringlicher Nebel. Welche Beschränkung des Ausdrucks? Und wie lässt sich die Beschränkung gewichten und anschließend überschreiten?

Vom Gaubenfenster aus geht der Blick über die regennassen oder verschneiten Dächer hinweg zum Hang auf der anderen Seite von Nagold und Bahnlinie. Dort oben habe ich mich auf die Entfernung in ein Haus verguckt, das mit spitzem Giebel, Balkons und Wintergarten großzügig verlottert aussieht. Das Enge, das in den Gassen dieser mit H. prahlenden Stadt nistet (eine so gewaltige Enge, dass sie mir wie in der Schieferstadt als Druck auf der Brust sitzt), scheint beim Anblick dieses Hauses vergessen. Wochenlang stiere ich durch das Fenster vorm Schreibtisch aus auf dieses Haus. Und doch ist es, als dann die Wanderzeit anfängt, ja, irgendwann fängt sie an, nicht so, dass ich als erstes dort hoch stiefele, sondern ich gehe, wie aus Furcht vor Enttäuschung, in die andere Richtung, über den Höhenweg (Ostweg?) nach Hirsau, nicht wegen Aurelius und Kloster, sondern des Gehens wegen, wie ich dann ebenfalls des Gehens wegen nach Heumaden und Stammheim, nach Wimberg, Oberreichenbach und Althengstett gehe, im Schneetreiben, im Regen, aber auch in der sich schließlich hervorwagenden Frühlingssonne, allein, nach Zavelstein zur Krokusblüte aber mit dem durch keine Tempoverschärfung zu beeindruckenden S., guter Läufer, guter Radfahrer auch und einziger Gesprächspartner, dem es, seine Ortskenntnis nutzend, gelingt, mich zu der halbstarken Mutprobe zu animieren: der Unterquerung des Spitalwalds unter Zuhilfenahme des Eisenbahntunnels zwischen Kentheim und südlichem Ortseingang von C. Wolln wir? Na klar. Und schon stolpern wir durch die nach wenigen Metern totale, auch durch die Öffnung am fernen Tunnelausgang nicht aufzuhellende Dunkelheit, um uns dann vor den Scheinwerfern der uns etwa auf halbem Weg entgegenkommenden Kulturbahn an die Seite zu drücken. (*Von der Kulturbahn überrollt* – nicht zur Verwendung gelangte Schlagzeile.) Wer sich dort allein hineinwagt und über eines der zahlreichen Hindernisse stürzt – man sieht ja nicht, wohin man den Fuß setzt, das Sehen hört ein paar Zentimeter vor den Augen auf – und sich dabei so schwer verletzt, dass er nicht weitergehen kann, hat keine guten Karten.

*

Zur Schieferstadt: Es gibt keine Freundschaft zwischen uns, keinen Frieden, nur eine Art Waffenstillstand. Wir ertragen uns. Bei Einladungen oder wie immer sonst gearteten Freundlichkeiten das Verrätergefühl

... die dunklen Fichtenhänge hier, die spitzgiebligen, sich an eben diesen Hängen hochziehenden, von unten zumeist schön, oft herrschaftlich anzusehenden Häuser, die freilich beim Herankommen verlieren

... eher selten ist es, dass der weiße, dampfartige, aus den Messingrohren quellende Rauch aufsteigt, viel öfter verteilt er sich über den Dächern und sinkt zwischen den Häusern herab; Tiefdruck, Inversionswetterlage. Wie mag es in Zeiten der Kohlefeuerung hier ausgesehen haben? Im Winter, meine ich. In einem nicht enden wollenden Winter wie diesem. Durch die Straßen kriecht der Rauch, es ist nicht ratsam, die Fenster zu öffnen, und im Haus ist der Geruch

... und merke, dass etwas in mir angeschlagen wird, wie Glockenton klingt es auf. Nein, wie Hammerschlag auf Eisenrohr (Fahrradstange?), wie Rattern eines am Zaun entlanggezogenen Holzsteckens, so – klackklackklack – meldet sich etwas, das sich nicht mehr hätte melden dürfen, weil es längst ruhig gestellt sein müsste, ruhig gestellt war, aber hier kommt es zurück, klackklackklack, hier fährt es mir in die Ohren, hier, zwischen all dem Fachwerk, schnürt es mir die Luft ab, hier in diesem Schneetreiben jagt es mir den Schweiß auf den Rücken, die Stirn

... niemand kann etwas dafür, für den Hass, meine ich, sofern man das Hass nennen will, die Stadt (Städte) nicht, die Leute nicht, aber ich auch nicht, ich kann auch nichts dafür, es ist eine vegetative, nicht durch das Bewusstsein zu steuernde und gesteuerte, also nicht durch mich beeinflussbare Reaktion, die durch bestimmte optische und akustische Signale ausgelöst wird.

Landschaftsformationen, Anordnung der Straßen und Plätze, das Erscheinungsbild der Häuser sowie die Palette der Geräusche, Dialekte und Redeweisen, das alles spielt eine Rolle. Genauso wie die Gerüche

... das Biedermännische, und all diese Künstler und Kunsthandwerker, die Holzschnitzer, Lehmskulpturenanfertiger und Hinterglasmaler, all diese biologisch Ernährten und Ernährungswilligen, die am Samstagmorgen mit ihren geflochtenen Körben über den Markt eilen, diese immer und ewig eifrig Bemühten

... aber eigentlich glaube ich, dass es der Tod ist, der hinter den Gardinen lauert, kein gewaltsamer Tod, keiner durch Messer, Kugel, Faustschlag, Treppensturz und Genickbruch, sondern einer infolge der (zunächst) unmerklich einsetzenden Anpassung, Zurichtung und Lähmung, ein Tod, der in den Rüschen und dickmehligen Soßen steckt, in den zur Seite gerafften Fenstervorhängen und in den sich immer schneller auf den Möbeln absetzenden und in immer kürzeren Abständen von ihnen zu entfernenden Staubschichten.

*

Der allen Unbilden des Wetters, Hitze wie Kälte, dem Taubendreck, den Steinwürfen, Spray- und Spuckattacken schutzlos ausgelieferte Bronzeherr – man kann darin auch eine symbolische Hinrichtung sehen, vergleichbar jener, die mit Hilfe verbrannter oder an Galgen im Demonstrationzug mitgeführter Stroh puppen in Gang gesetzt wird. Nur dass hier weder gehängt noch verbrannt wird und es nicht die aufgeputzte Menge ist, die den Scharfrichter spielt, sondern der gelangweilte, die Urteilsvollstreckung aus Desinteresse der Zeit überlassende Plebs

Wenn man ihm etwas vorwerfen kann, ist es vielleicht diese bei aller zur Schau getragenen Askese lasche Versöhnlichkeit, im Rausch Wüterich, ja, Revolutionär, nüchtern: Biedermann

*

Auf den Fotos der Lokalzeitung, die wie oft in kleineren Städten aus der Zusammenlegung zweier früher konkurrierenden Blätter entstanden ist, sieht man die Leute immer Schulter an Schulter nebeneinander, nicht selten sechs oder sieben Personen, manchmal auch mehr, die so gezwungen in die Kamera lächeln, dass man die Anweisung des Fotografen zu hören meint: Jetzt aber, Herrschaften! Jetzt aber freundlich! Schon quälen sich die Mundwinkel nach oben, klick, und das Bild ist, wie man früher sagte, im Kasten. Der Fotograf kann seine Tasche über die Schulter werfen und abziehen.

Bei den für die Veröffentlichung ausgesuchten Aufnahmen handelt es sich in der Regel um Ganzkörperfotografien, die ein Stück über den Knien abgeschnitten sind; der ganze Mensch wurde, wie man am Bildformat erkennt, fotografiert, von Kopf bis Fuß sozusagen, aber was in der Zeitung erscheint, ist Kopf, Schulter, Oberkörper, Arme (oft mit über dem Bauch oder wie bei Fußballern vorm Freistoß über dem Geschlecht gekreuzten Händen), Oberschenkel, und dann – zack, Schnitt, nichts mehr, das heißt, Legende, Bildunterschrift. Irgendwo müssen all die aus Platzgründen amputierten Knie, Unterschenkel und Füße hingekommen sein.

Die Anordnung auf den Bildern folgt wie auf klassischen Gemälden dem Bedeutungsprinzip: Die Hauptperson (Vorsitzender, Präsident, Leitender, mit der goldenen Ehrennadel...) behauptet die Bildmitte, zu den Rändern hin nimmt die Wichtigkeit ab, wer am linken oder rechten Bildrand steht, ist oft gerade noch so mit aufs Bild geraten, ein Gnadenakt des Fotografen, der seinen Trauerblick nicht ertrug (wieder sind es die anderen, die wichtig sind), oder, wahrscheinlicher, aus Gründen der Symmetrie. Anders verhält es sich bei wirklichen Gruppenbildern: Wenn, wie bei der Jahrestagung der Friseurinnung oder des Männerchors, nicht alle Teilnehmer nebeneinander passen, nehmen sie unter der Anleitung des Fotografen wie auf Konfirmanden- oder Abiturientenbildern in

mehreren Reihen – die Kleinen nach vorn – hintereinander Aufstellung. Auf diese Weise ist, glaube ich, innerhalb weniger Wochen ein Großteil der Einwohner von C. an mir vorbeigezogen, und wieder ein paar Wochen danach drängt sich mir der Verdacht auf, dass es der Bildredaktion gar nicht um die Illustrierung des jeweiligen Artikels zu tun ist, sondern um die vollständige fotografische Erfassung ihrer Leserschaft.

*

Nun doch den Berg hoch, in Richtung des verlotterten Hauses, in das ich mich hineinzuphantasieren begonnen habe, so als sei dort oben ein Zimmer für mich bereit, in das ich jederzeit einziehen kann.

Bei Sonnenschein losgegangen, doch hinter der Bahnunterführung, kurz nach der Spitzkehre zur Uhlandshöhe, beginnt es zu nieseln, und als ich höher steige, geht der dünne Regen in Schnee über, so dass ich, als ich mich umdrehe, die mir nachgehenden Abdrücke meiner Schuhe sehe, die, nur eine Spitzkehre weiter, vom immer dichter fallenden Schnee bereits so rasch zugesetzt werden, dass es aussieht, als würden sie unter einem weißen Tipp-Ex-Strich mit einem einzigen Witsch zum Verschwinden gebracht. Der Kalender sagt Mitte April, das Tal aber zu meiner Rechten ist vom tiefsten Grund bis zur gerade noch erkennbaren oberen Kante des gegenüberliegenden Hangs (wie in einem Kessel) von wirbelnden Schneeflocken gefüllt; die Bahnlinie, das Flüsschen, die Hausdächer, alles durch den tanzenden Schneevorhang, dabei, als seien die Stadtgeräusche verstummt (oder ich jäh mit einer erholsamen Taubheit geschlagen), völlige Stille, so dass ich mich endlich, gelassener als in den vergangenen Wochen, in mich zurückfallen lassen kann.

Es ist das letzte Haus in der Straße, daneben zum Wald hin, von unten nicht auszumachen, ein offenbar schon vor Jahren in den Hang gesprengter, aber ungenutzt gebliebener und deshalb von der Vegetation zurückgeholter, vom Schnee jetzt aber fast völlig bedeckter Bauplatz; das Haus selbst liegt erhöht über der

Straße, von der eine schmale, unmittelbar hinter der Gartentür beginnende Treppe hinaufführt. Verlottert? Ja. Wenngleich das momentan vorherrschende Weiß das Hausgraue vielleicht noch ein bißchen schmutziger aussehen lässt, als es sonst ausgesehen hätte. Der Anstrich muss erneuert werden, schwerer aber wiegen die von Zeit und Wetter angerichteten Schäden: An vielen Stellen hat sich der Verputz zu Blasen aufgeworfen, an anderen ist er abgeplatzt, die Nässe hat sich, erkennbar am tieferen Grau, ins Mauerwerk gefressen und zieht sich hinauf bis weit über die Kellerfenster; das Holz der Fensterrahmen, auch der im Wintergarten, erscheint kittgrau und rissig. Keine Gardinen an den Fenstern; kein Namensschild, keine Klingel an der Gartentür, doch als ich den Fuß dagegen setze, weicht sie zurück, worauf ich, nach kurzem Zögern, die unter meinen Schuhen zerbröckelnde Treppe hochsteige; auch hier kein Namensschild, aber eine Klingel oder vielmehr ein Türklopfer in der Form eines Löwenkopfs, wie an unserem Haus in der Schieferstadt, ich schlage ihn an, lege, da niemand öffnen kommt, die Hand auf die Klinke und drücke sie herab.

Die Räume zu ebener Erde, in die ich vom Flur aus trete, sind leer, aber auf dem Fußboden und an den Wänden sind die Umriss der Möbel zu erkennen, die einmal dort gestanden haben, der Kommoden und Vitrinen, des Klaviers, der Sofas und offenbar jahrelang nicht von ihrem Fleck bewegten Tischchen, Sessel und Stühle, sie alle sind im Umriss auf der Tapete, bzw. auf dem Parkett erhalten, so dass ich nun auch die Bewohner des Hauses zu sehen meine, wie sie bald hier, bald da sitzen oder zwischen den Möbeln auf und ab gehen.

Steige, nach kurzem Blick in die Räume im ersten Stock, zu den Mansarden hinauf, auch hier sind die Zimmer leer, bis auf das eine, das, wie mir erinnerlich, gleich rechts von der Treppe liegt und das ich, als ich die Tür öffne, sofort wieder erkenne. An dem Plastikhaken, der an die Wandfliesen neben dem Waschbecken klebt, hängt ein gestreiftes Handtuch; das frisch bezogene Bett steht unter der Dachschräge; auf dem Schreibtisch vor der Gaubenfensternische liegt ein Packen weißes Papier; durch das Fenster, an das ich, den Tisch umrundend, trete, geht der Blick auf die Altstadt hinab, wie er vorher von der Altstadt zum Haus hinaufging. Sogar der Geruch ist der Geruch meines Zimmers in

der Schieferstadt, meines Jungenzimmers, und da auf dem Boden steht auch, weil auf dem kleinen Schülerschreibtisch mit der Resopalplatte zu wenig Platz ist, die schwere Adler-Schreibmaschine, die mein Vater aus dem Werk mitgebracht hat, auf mein Drängen hin, damit ich meine lange mit der Hand getätigten Schreibversuche zum Zweck der Objektivierung sauber abtippen kann.

Werde die Chance ergreifen, ja, ich werde nach und nach, damit es niemandem auffällt, meine Sachen hier hoch schaffen und in der Stille, die mich in meinem Zimmer umfängt, noch einmal über die für mich geschaffene und durch die Jahre für mich bereit gehaltene Hölle der Schieferstadt nachdenken, und jetzt, da das Schneetreiben aussetzt, so dass ich die Waldhänge auf der anderen Talseite erblicke, auf die im selben Moment ein durch die Wolken dringender Lichtstrahl fällt, verspüre ich eine gewaltige Lust, die Dinge neu anzugehen.